

Mahnung und Wegweisung

Zur überraschenden Aktualität Romano Guardinis

Arno Schilson, Mainz

Am 1. Oktober 1988 jährt sich zum zwanzigsten Mal der Todestag von Romano Guardini (1885–1968). Ob dieses Datum besondere Aufmerksamkeit finden wird, scheint ungewiß. Zwar hat das erst drei Jahre zurückliegende Gedenkjahr seines 100. Geburtstages dem Leben, Wirken und Werk dieses bedeutenden katholischen Religionsphilosophen, Denkers und Theologen wieder zu neuer Bedeutung verholfen; doch selbst Wohlmeinende haben schon damals ihre begründete Sorge bekundet, daß diesem (keineswegs zu unterschätzenden) Erinnern ein um so tieferes Vergessen folgen könnte¹. Solches Verhalten wäre durchaus symptomatisch für eine Zeit, die gerade im katholischen Bereich die wichtigen Neuaufbrüche in Kirche und Theologie am Beginn des 20. Jahrhunderts meist nachhaltig mit Nichtbeachtung strafte². Ob die (leider nicht als konsequent durchdachte und breit angelegte Gesamtausgabe mögliche) Neuauflage von wichtigen Werken Guardinis zu einer wirklich neuen Aktualität hinführen kann, darf man deshalb vorsichtig bezweifeln. Offenbleiben muß jedenfalls, ob seine vielfältigen, die theologische Perspektive entscheidend erweiternden Schriften und seine vielgestaltige Wegweisung in schwieriger Zeit (etwa innerhalb der katholischen Jugendbewegung, der Liturgischen Bewegung, der Nachkriegszeit insgesamt) auch heute noch zur Kenntnis genommen und als ebenso aktueller wie hilfreicher Beitrag zur Bewältigung der Gegenwart erkannt werden.

Daß eine intensive und neue Kenntnisnahme von Guardinis Werk, vor allem seine Einbettung in die damalige Zeitsituation, für die Gegenwart durchaus erhellt und wegweisend werden kann, erscheint keineswegs von vornherein ausgeschlossen – im Gegenteil: Vieles spricht dafür, daß Guardinis Wort in der Gegenwart neues Gewicht gewinnen

¹ Das Jubiläumsjahr brachte erstmals eine umfassende Biographie Guardinis: Hanna-Barbara Gerl, *Romano Guardini 1885–1968. Leben und Werk*. Mainz 1985; vgl. auch dies., *Geheimnis des Anfangs. Frühe Jahre in Guardinis Deutung*. In: *GuL* 58 (1985) 421–427. Zu sonstigen neueren Veröffentlichungen vgl. Heinz Robert Schlette, *Guardini-Literatur im Jubiläumsjahr*. In: *Theologische Revue* 81 (1985) 441–450.

² Vgl. dazu etwa meine beiden einschlägigen Arbeiten: *Perspektiven theologischer Erneuerung. Studien zum Werk Romano Guardinis*. Düsseldorf 1986; *Theologie als Sakramententheologie. Die Mysterientheologie Odo Casels*. Mainz ²1987.

kann, wenn es aufmerksam und unbefangen gehört und als (vielleicht unbequeme) Mahnung und Wegweisung betrachtet wird. Diese überraschende Aktualität Guardinis wollen die folgenden Überlegungen daher an drei Beispielen erläutern, die in besonderer Weise problematische Entwicklungen in Kirche und Welt betreffen.

Dostojewskij und die Durchschnittlichkeit alltäglichen Christseins

Dichtung und christliche Weltanschauung

Wegweisend erscheinen Guardinis Gedanken zunächst ausgerechnet dort, wo man sie am schnellsten für überholt und abgetan, für problematisch und einseitig hält - nämlich in seinen Interpretationen der Dichter, die ihm im Rahmen seiner Ausarbeitung einer christlichen Weltanschauung bedeutsam wurden. Wer diese zahlreichen Schriften Guardinis bei der Beurteilung seiner Bedeutung und Wirkung einfach beiseite lässt oder sie als eine Art fachfremde Verirrung einschätzt, tut ihm nicht nur Unrecht; er hat auch deren Stellenwert im Gesamt seines Denkens und seiner Werke nicht begriffen. Nicht die oft gestellte Frage, ob Guardini jeweilige Interpretation zutrifft, ob sie fachlich philologischen Kriterien standhält oder ob sie Gestalten und Grundlinien eines dichterischen Werkes korrekt nachzeichnet und deutet, ist zur Beurteilung der (damaligen wie heutigen) Bedeutung einer solchen Veröffentlichung angemessen; maßgebend wird vielmehr ausschließlich die ganz andere Frage, welche Aspekte christlicher Weltanschauung Guardini mittels der Begegnung mit der dichterischen Aussage und ihrer (möglicherweise ganz andersartigen) Akzentuierung entfaltet und eindringlicher darstellt. „Christliche Weltanschauung“ war und blieb jenes Thema, das Guardini nicht nur in seiner akademischen Tätigkeit aufgetragen war, sondern auch in der ihm eigenen Intuition und besonderen Ausprägung zum Leitfaden seines nur scheinbar „unsystematisch“ geratenen Werkes und seines gesamten Schaffens wurde³. Genau in diese Richtung wies schließlich auch jener Fingerzeig, der Guardini durch den großen Philosophen Max Scheler am Anfang seiner universitären Laufbahn gegeben wurde angesichts der nahezu unmöglichen Aufgabe, eine „katholische Weltanschauung“ an der Universität zu entfalten. Guardini selbst erinnert sich später vielfach daran:

³ Deshalb sind nicht zuletzt seine 1923 erstmals niedergelegten Überlegungen *Vom Wesen katholischer Weltanschauung* (Basel 1953) ein entscheidender, oft zu wenig beachteter Schlüssel zu Verständnis und Deutung von Guardinis Werk und Wirken.

„In einem für mich sehr folgenreichen Gespräch sagte er zu mir: ‚Sie müßten tun, was im Wort ‚Weltanschauung‘ liegt: die Welt betrachten, die Dinge, den Menschen, die Werke, aber als verantwortungsbewußter Christ, und auf wissenschaftlicher Ebene sagen, was Sie sehen‘. Und ich entsinne mich noch, wie er detaillierte: ‚Untersuchen Sie doch zum Beispiel die Romane von Dostojewskij, und nehmen Sie von Ihrem christlichen Standpunkt her dazu Stellung, um so einerseits das betrachtete Werk, andererseits den Ausgangspunkt selbst zu erhellen.‘ Das habe ich, *mutatis mutandis*, getan, und dabei ist mir klar geworden, was christliche Weltanschauung besagt: die beständige, sozusagen methodische Begegnung zwischen dem Glauben und der Welt. Und nicht nur der Welt im Allgemeinen, so, wie das auch die Theologie in verschiedenen Fragestellungen tut, sondern im Konkreten: der Kultur und ihren Erscheinungen, der Geschichte, des Soziallebens und so fort. Besonders wichtig ist mir die Dichtung geworden. So sind meine Bücher über Gestalten der Geistes- und Literaturgeschichte, von Platon über Dante und Pascal zu Hölderlin, Mörike und Rilke entstanden, die weder Literaturwissenschaft noch Theologie sein wollen, sondern Begegnung, Blick vom Einen auf das Andere.“⁴

Die Legende vom Großinquisitor

Diese hermeneutische Anweisung Guardinis macht es möglich und nötig, das Augenmerk besonders auf seine Interpretationen herausragender Dichtungen und Dichter zu richten. Besonderes Gewicht kommt dabei dem hier einschlägigen „Erstling“ zu, in dem Guardini 1932 Dostojewskijs Werk auf seine allgemein-religiöse und vor allem christliche Aussage hin untersucht⁵. Bezeichnenderweise hat das Buch den Titel von der ersten zur zweiten Auflage von 1939 verändert. Lautete dieser zunächst *Der Mensch und der Glaube. Versuche über die religiöse Existenz*, so formuliert Guardini später zurückhaltender *Religiöse Gestalten in Dostojewskijs Werk. Studien über den Glauben*. Vermutlich wird auch diese eigen geartete Interpretation einem genaueren philologischen Urteil kaum standhalten. Um so bedeutsamer und gewichtiger erscheinen jedoch die sachlichen Aussagen Guardinis selbst, von denen hier in thematischer Zusitzung nur ein Aspekt bedacht werden soll. Dieser betrifft sowohl die Gestalt Christi als auch die Wirklichkeit der Kirche und

⁴ Romano Guardini, *Stationen und Rückblicke*. Würzburg 1965, 19f.

⁵ Vgl. Romano Guardini, *Religiöse Gestalten in Dostojewskijs Werk* (1932). München 1947.

ruft eine Wahrheit nachdrücklich in Erinnerung, die in besonderer Weise als Mahnung für die Gegenwart verstanden werden kann. Konkret geht es um die überraschende Interpretation der *Legende vom Großinquisitor*, die in Dostojewskijs letztem großen Roman *Die Brüder Karlamasoff* enthalten ist und durchaus eigenständige Bedeutung besitzt. Dabei entwickelt Guardini Grundlinien des Christlichen, die weit über dieses Werk und seine Zeit hinaus Geltung besitzen und heute neue Bedeutung gewinnen.

Die Legende selbst ist bekannt und nur in Grundzügen in Erinnerung zu rufen: Als unerkannter Fremder kommt Christus zur Zeit der spanischen Inquisition nochmals in die Welt, begabt mit einer ebenso großen Ausstrahlung und Wunderkraft wie zu seinen früheren Lebzeiten. Doch seine Wunder bringen ihn in Konflikt mit der Inquisition; der Großinquisitor lässt ihn ergreifen und ins Gefängnis werfen. Ein intensives Nachtgespräch zwischen dem Großinquisitor und einem nur schweigenden, nicht aber redenden Christus bildet den Kern der Legende. Konkret geht es dabei um die beständige Überforderung, die von Christi Leben und Lehre ausgeht. Die Kirche – so meint der Großinquisitor – habe den hier gegebenen übergroßen Anspruch auf das Menschenmögliche hin umgeformt und auf diese Weise dem durchschnittlichen Menschen ein christliches Leben ermöglicht. Dabei sind sich die führenden Kirchenmänner der Last und Verantwortung solcher Verfälschung des ursprünglichen Vorbildes Christi und seiner Forderung eines vollkommenen Lebens durchaus bewußt; sie nehmen dieses Verbrechen jedoch auf sich, um all jenen das Heil zu bringen, die sonst von einer solch beglückenden Lebensmöglichkeit ausgegrenzt wären. Christus selbst antwortet mit keiner Silbe auf diese Rechtfertigungsrede des greisen Großinquisitors; er drückt ihm nur einen Kuß auf die Lippen und geht – verfolgt von dem ausdrücklichen Wunsch des Kirchenmannes, er möge nie wiederkehren und die Kreise der Kirche stören.

Guardinis Deutung

Während üblicherweise die Größe, Aussagekraft und Eindrücklichkeit der Christusgestalt in dieser kunstvoll gedichteten Legende lobend bedacht werden, geht Guardinis Interpretation einen völlig anderen Weg. Er wagt es, die Christusgestalt dieser Legende zu kritisieren und stellt diese Kritik mit unverhüllter Deutlichkeit seinen weiteren Überlegungen voran: „In diesem Christus ist das Christliche absolute Selbstverantwortung und zugleich schlechthinnige Außergewöhnlichkeit. Diese Christlichkeit hat keine Beziehung zu jenem Bereich, auf welchem doch die

Füße des Menschen stehen, dem Täglich-Durchschnittlichen.“⁶ Nicht allein um Christus und seine Gestalt geht es Guardini also; so abstrakt und welt-fremd zu denken, war ihm nie gegeben. Für ihn geht die Linie unmittelbar weiter in die Konkretheit des christlichen Lebens: Weil und insofern dieses ganz und gar christusförmig sich gestaltet, weil Glaube und Christsein nichts anderes meinen als In-Christus-Sein⁷, darum sind die Tiefen des christlichen Menschenbildes und seine Wegweisung unmittelbar berührt von jeglicher Verzeichnung der Gestalt Christi.

Guardinis Plädoyer für das „Täglich-Durchschnittliche“ ist freilich vor Mißdeutungen zu bewahren: Er leugnet keineswegs die Höhen und Tiefen des Menschseins – doch diese müssen eingebunden sein in den sonstigen Gang des Lebens; elitäre Außergewöhnlichkeit, die vom Stigma fragwürdiger Weltflucht geprägt ist, ist ebensowenig Sache des Christen wie die distanzlose Preisgabe an Welt und Leben in plattem Horizontalismus. Die Gefahr der Christusgestalt in Dostojewskij's Legende und damit die Gefährdung des Christlichen liegt für Guardini darin, daß mit der reinen Außergewöhnlichkeit das Maß des Übermenschlichen zu Vorbild und Norm gerät, das Welthaft-Wirkliche so übersprungen wird und eine echte Vermittlung Christi in die Welt hinein nicht mehr gelingen kann. Damit aber sieht Guardini den Lebensnerv seines Verständnisses von Christsein und christlichem Glauben berührt. Als Welt-Anschauung hat das Christentum in der Nachfolge Jesu, in der Übernahme seines weltanschauenden Blicks eine besondere Sympathie und Nähe zur Welt:

„Der Christus des Großinquisitors aber hat diese Beziehung zur Welt nicht. Er hat keine wesenhafte Beziehung zum Schöpfer-Vater. Er ist nicht glaubwürdig der Logos, in dem die Welt geschaffen wurde, und durch dessen Menschwerdung sie nun umgerufen, neugeboren, gewandelt werden soll. Dieser Christus hat nicht jene heilige Liebesbeziehung zur wirklichen Welt, die sie reinigt und erneut, sondern Er ist bloßes, von der Welt wegrufendes Erbarmen. Er ist ein losgelöster Christus. Ein Christus nur für sich allein. Er steht nicht vom Vater her zur Welt, und nicht von der Welt auf den Vater hin. Er liebt nicht die Welt, wie sie ist, und führt sie nicht wirklich heim. Er ist nicht Gesendeter und nicht Erlöser. Nicht Mittler zwischen dem wirklichen Vater im Himmel und den wirklichen Menschen. Er steht eigentlich nirgendwo.“⁸

⁶ Ebd. 121.

⁷ Vgl. dazu grundsätzlicher meine Studie: „*Sein in Christus*“. *Dogmatische Überlegungen zur Grundstruktur christlicher Identität*. In: „*In Christus*“. Beiträge zum ökumenischen Gespräch. Hg. Josef Georg Ziegler. St. Ottilien 1987, 45-98.

⁸ R. Guardini, *Religiöse Gestalten* (s. Anm. 5) 124.

Guardini kämpft also ebenso an gegen eine Verfälschung des Christlichen, wie gegen die daraus folgende Überforderung des Christen: Der Ort Christi wie des Christen selbst ist und bleibt die Welt, deren Alltäglichkeit und Durchschnittlichkeit; diese konkrete Welt zu lieben, sich mit ihr und in sie einzulassen, macht die eigentliche Wahrheit Jesu Christi und in seiner Nachfolge auch jedes Christen aus. Hellsichtig erkennt Guardini die beständige Gefahr und Versuchung des Christen – nämlich die welt-lose Überhöhung seiner Existenz, in der nur scheinbar Vollkommenheit und Reinheit des Glaubens liegen, in Wahrheit aber deren radikalste Verleugnung und Verfälschung. Solche Verirrung bedroht nicht zuletzt auch jene gesellschaftliche Wirklichkeit des Christlichen, die Guardini besonders am Herzen lag – die Kirche. Gegen die beständige Versuchung einer „Kirche der Reinen“, wie es in der Konsequenz seiner Deutung der Christuslegende liegt, setzt er deshalb mahnende Worte. Der Mittelbereich des Alltäglichen bildet nämlich „auch einen Grundcharakter des Christlichen als geschichtlicher Wirklichkeit: der Kirche. Sie ist von Wesen Kirche aller, nicht nur der Außergewöhnlichen; Kirche des täglichen Daseins, nicht nur heroischer Stunden. Sie ist, wie der Mensch selbst, von einer Mittenzone aus in die Höhe hinauf und in die Tiefe hinab gezogen. So ist Kirche Ausdruck nicht nur der Grenzbereiche, sondern auch, und wesentlich, der durchschnittlichen Möglichkeiten des Christlichen.“⁹

Der zeitkritische Ertrag

Um die Menschlichkeit des Menschen und vor allem des Christen geht es Guardini also, wenn er in einer nur scheinbar entlegenen Dichter-Interpretation ein mögliches Mißverständnis des Christlichen in Anlehnung an die Gestalt Christi anmahnt und konsequent auszuräumen versucht. Was dieses mutige Bekenntnis zur Alltäglichkeit und Durchschnittlichkeit des Christlichen an Wegweisung enthält, dürfte noch lange nicht ausgeschöpft sein. Es gewinnt gerade in der Gegenwart neue Aktualität aufgrund der unleugbaren Notwendigkeit, dem Christlichen klarere Konturen zu geben angesichts andrängender Ideologien völlig anderer Provenienz, zumal diese meist auf die fremde Kreide des Christentums zechen. In dieser Situation darf Guardinis Mahnung vor einer Überforderung und elitären Überstilisierung des Christlichen nicht ungehört verhallen, zumal er selbst z. B. innerhalb der Liturgischen Bewegung stets mit Nachdruck das Recht einer Volksfrömmigkeit und einer

⁹ Ebd. 122f.

volksnahen Liturgie gegenüber damaligen Überspitzungen vertreten hat. Die Volkskirche im Sinne einer Kirche des Volkes, also jener einfachen, durchschnittlichen Christen, die zu heroischen Taten und Märtyrerthum kaum in der Lage sind, galt ihm keineswegs als vernachlässigenswert oder sogar als theologisch problematische Wirklichkeit. Der Versuchung des einzelnen, in falscher und gefährlicher Weise unter Abwendung von der konkret-welthaft existierenden Kirche (auch der Sünder) die dünne Höhenluft profiliert-elitären Christseins zu atmen und das Extrem zum Normalfall zu deklarieren, wußte er jedenfalls mit gelassener Skepsis und genuin weltanschaulich gewendeter Kritik aus dem innersten Bereich des christlichen Glaubens zu begegnen. Gleichermaßen dürfte gelten für jene Gruppierungen, „Gemeinden“ und Bewegungen innerhalb (oder schon außerhalb?) der Kirche, die mit stolzem Selbstbewußtsein dem Durchschnittlich-Alltäglichen christlicher Existenz auf reichlich fragwürdige Weise den Kampf angesagt haben und sich als eigentliches Volk Gottes von Kirche und Welt mehr ab- und ausgrenzen, als ihnen selbst bewußt sein mag.

Solchen und ähnlichen Bestrebungen gegenüber mag die Erinnerung an Guardini's kluge Umsicht und Vorausschau in seiner Dostojewskij-Interpretation angeraten und hilfreich sein. Sie deckt blinde Flecken im kirchlichen Leben der Gegenwart auf und kann dadurch vor gefährlichen Irrwegen bewahren – vor der beständigen Versuchung, sich als Kirche der Reinen, als „heiliger Rest“ derart von der Welt abzusondern und kontrastreich zu profilieren, daß diese letztlich nur noch Negativfolie, nicht aber Ort des Heils zu werden vermag.

Dante und der Ernst der Geschichte

Sinngebung des Endlichen bei Dante

Guardini's Mahnung und Wegweisung für die Gegenwart aber reicht noch weiter und greift ziemlich unmittelbar in die heutigen Auseinandersetzungen um eine neue, eher kosmisch als geschichtlich orientierte Religiosität ein. So wird ihm in seinen vielen eindringlichen Interpretationen von Dantes Werk, insbesondere seiner *Göttlichen Komödie*, immer klarer, was das Christliche von allen übrigen Religionen und Weltanschauungen unterscheidet – nämlich seine besondere und einzigartige Weise, das Geschichtliche und das Übergeschichtliche, das Endliche und das Unendliche zusammenzuschauen¹⁰.

¹⁰ Vgl. Romano Guardini, *Dante-Studien 1. Band: Der Engel in Dantes Göttlicher Komödie*. München 1951 (1937); ders., *Dante-Studien 2. Band: Landschaft der Ewigkeit*. München 1958.

Dante gilt ihm als jener Dichter, der die existentielle Frage nach dem Sinn des Endlichen, von Mensch und Welt stellt und zu beantworten versucht; doch für Dante gibt es „die Frage nach dem Sinn des Endlichen nicht trotz Gottes, eben noch geduldet neben ihm, sondern vor ihm, in seinem Lichte“¹¹. Das Endliche und die Geschichte haben deshalb einen grundlegend religiösen Bezug. Sie erklären sich nicht aus sich selbst allein, sondern werden erst durchsichtig und letztlich verständlich, wenn man ihre innere Ausrichtung auf das Unendliche, Transzendentale, Ewige in die Betrachtung einbezieht. Die Gefahr, daß bei solch konsequenter Transzendenzbezug alles Endlichen dessen Eigenwirklichkeit aufgelöst wird und der Ernst der Geschichte verloren geht, wird dabei nach Guardini auch bei Dante ausdrücklich bedacht. Nicht nur um ein Verschwimmen, eine Auflösung der Konturen des Endlichen und seiner Eigenbedeutung im ewigen Mysterium geht es allerdings in christlichem Glauben und christlicher Weltanschauung – Dantes Christlichkeit als Dichter zeigt sich vielmehr darin, daß er „den Menschen, die Welt, die Geschichte, das ganze Dasein ins Ewige trägt, ohne daß die endliche Gestalt aufgelöst würde. Sie wird verwandelt, bleibt aber erhalten.“¹²

Die Zeitnähe von Guardinis Dante-Interpretationen

Die Spannung zwischen Endlichkeit und Unendlichkeit im Blick auf die Geschichte auszuhalten und nicht voreilig zu Lasten des Endlichen, also von Welt und Mensch einerseits, oder aber auf Kosten des Unendlichen, also des Göttlichen andererseits, aufzulösen – das ist jene entscheidende Einsicht und Wegweisung, die Guardini aus Dante gewinnt und der Gegenwart angesichts einer bedenklichen mystifizierenden Welt- und Geschichtsflucht neu zu bedenken gibt. Seine diesbezüglichen Sätze wirken heute erstaunlich frisch, aktuell und kritisch gegenüber der latenten, ihrer selbst kaum bewußten Geschichts- und Weltverweigerung von Bewegungen wie New Age, neuer Esoterik, Okkultismus u. ä.¹³.

„Innerhalb einer Denkweise, für welche außer Frage steht, daß Gott die Heiligkeit und Wahrheit schlechthin und der letzte Sinn des menschlichen Daseins ist, von irgendwelcher Relativierung also keine Rede sein kann – wird die Welt entschieden endlich genannt und zugleich ewig

¹¹ R. Guardini, *Dante-Studien* 2. Bd. (Anm. 10) 80f.

¹² Ebd. 252f.

¹³ Vgl. dazu statt anderer die beiden hervorragenden Überblicksdarstellungen von Hansjörg Hemminger (Hg.), *Die Rückkehr der Zauberer. New Age. Eine Kritik*, Reinbek 1987; Medard Kehl, *New Age oder Neuer Bund? Christen im Gespräch mit Wendezeit, Esoterik und Okkultismus*. Mainz 1988.

aufrecht erhalten. Das menschliche Dasein ist begrenzt und vergänglich: es bleibt aber in Gottes Ewigkeit wirklich und empfängt dort seinen letzten Sinn. Der Metaphysiker bezieht das endliche Dasein auf ‚das Absolute‘ und löst darin seinen Sinn auf, oder aber er macht den Sprung ins Gegenteil, nimmt die Endlichkeit allein und wirft die Wucht des Absoluten in deren tragische Intensität. Der neuplatonische Ekstatiker läßt alle irdische Gestalt als unwesentlich vor dem ewigen Einen, oder er wird zum Dionysiker und sieht das Eigentliche in der kurzen Kulmination des absolut vergänglichen Lebens. Der Christ hingegen sagt – und nicht als eine Struktur neben dem Genannten, denn vom Strukturellen her kann er zu ihnen gehören; sondern aus dem Zentrum seines Glaubensbewußtseins, das von der Offenbarung bestimmt wird – der Christ sagt: Gott wirkt das Heil; aber nicht durch überall geschehende Manifestation und unendlichen Prozeß, sondern in unterschiedener und Entscheidungfordernder Tat. Im ‚Zeichen, dem widersprochen wird‘: der Geburt des ewigen Sohnes Gottes als Mensch; in jenem Jahr, in jenem Lande, in jener bestimmten geschichtlichen Situation. Entsprechendes gilt vom einzelnen Menschen: er vergeht; aber was er in der vergehenden Zeit tut, gilt für die Ewigkeit.“¹⁴

Gleich zwei kritische Momente ruft Guardini mit diesen Zeilen dem gegenwärtigen Glaubens- und Weltbewußtsein in Erinnerung: Zunächst behaftet er den Sinn menschlicher Existenz streng auf die Einmaligkeit geschichtlich-endlichen Lebens, fern jeder Versuchung zu einer Erneuerung des Reinkarnationsgedankens. Daß der Mensch hier und heute, unausweichlich hineingestellt in geschichtliche Entscheidungen und ganz gefordert vom sittlich-ethischen Ernst jeden Augenblicks, sein zeitliches und ewiges Heil wirkt, bleibt nicht nur von grundsätzlicher Bedeutung. Diese Einsicht gewinnt neue Aktualität, wenn eine mythisch-kosmische Geschichtslosigkeit, ein natural gedachtes beständiges „Stirb und Werde“ auch der Einzelexistenz und ein Verschwimmen der Grenzen zwischen dem endlichen Ich und einem tendenziell unendlichen Universum im Bewußtsein der Gegenwart neue Geltung gewinnen. Was Guardini unter dieser Rücksicht bei Dante herausarbeitet, darf angesichts der angedeuteten vielgestaltigen Verirrungen des Zeitgeistes auf neues Gehör rechnen und als echte Wegweisung gelten.

Noch unter einer weiteren Rücksicht verdient Guardinis Dante-Interpretation heute neue Beachtung: Mit genuinem Gespür für das Wesentliche legt er einen besonderen Akzent auf die unableitbare Offenbarungsgestalt des Christlichen und dessen eigene Geschichtlichkeit im

¹⁴ R. Guardini, *Dante-Studien 1. Bd.* (Anm. 10) 135f.

Christusgeschehen. Nicht als allgemeine Struktur oder numinose Tiefendimension der Wirklichkeit erschließt sich im christlichen Glauben das Mysterium des lebendigen Gottes und seines Heilswillens, sondern als geschichtlich-partikuläre Wirklichkeit in Christus und dessen bleibender Bezeugung durch die Kirche. Wahrhaft christliche Mystagogie (als Einweisung in jenes abgründige Mysterium des lebendigen Gottes und seines HeilsWerks in Christus und durch die Kirche; vgl. Eph 3,1–13; Kol 1,25–27) vollzieht sich daher in konkretem Verweis auf das geschichtliche Christusereignis; sie unterscheidet sich darin radikal von jenen Mystagogien¹⁵, die mittels mystisch-okkuler Praktiken außerhalb des christlichen Bereichs das Heil zu gewinnen, die Frage nach dem Sinn des Endlichen auf ihre Weise zu beantworten versuchen. Guardinis Fingerzeig auf das „unterscheidend Christliche“ im Blick auf das Bestehen von Endlichkeit und Geschichte erscheint gerade in dieser notwendigen und sich erst allmählich anbahnenden gründlichen Auseinandersetzung als Mahnung und Wegweisung für Bewahrung und Bewährung des Christlichen.

Christliches Menschenbild und Ende der Neuzeit

Wie hellsichtig und feinfühlig Guardini künftige Problemgestalten zu ahnen und vorausgreifend zu artikulieren verstand, zeigt sich schließlich in seiner ebenfalls in vieler Hinsicht heute wieder aktuell gewordenen Programmschrift über *Das Ende der Neuzeit* von 1950¹⁶. Was er darin als „neues Zeitalter“ zaghaft und doch zupackend ankündigt und skizziert, hat wenig mit dem zu schaffen, was heute als solches, als „New Age“ verkündet wird. Die Vielfalt der Aspekte, die Guardini in dieser wegweisenden Veröffentlichung entfaltet, lassen sich hier nicht einmal annähernd ansprechen, obwohl ihnen allesamt aktuelle Bezüge eignen. Nur ein Moment soll herausgegriffen werden, weil es zum einen Guardinis feines Gespür für notwendige Neuakzentuierungen des christlichen Glaubens angesichts der Herausforderungen der Gegenwart erweist, sich zum anderen aber auf überraschende Weise mit anderen Zeitdiagnosen und Perspektiven heutiger Theologen deckt.

¹⁵ Vgl. bei Hemminger (Anm. 13) 85, den Bericht über die „Mysterien-Schulen“ im Umkreis der New-Age-Bewegung; Gestalt und Sache christlich verstandener „Mystagogie“ soll demgegenüber ein von mir herausgegebener Sammelband präzisieren, der 1989 erscheinen wird.

¹⁶ Vgl. Romano Guardini, *Das Ende der Neuzeit. Ein Versuch zur Orientierung*. Basel 1950; jetzt zus. mit: *Die Macht. Versuch einer Wegweisung* wieder greifbar (Mainz/Paderborn 1986).

Aspekte einer Zeitenwende

Guardinis Diagnose, die insgesamt nachhaltig geprägt bleibt von der Schreckensherrschaft des Nazi-Regimes und der Katastrophe des 2. Weltkriegs, führt mit raschen Schritten über eine Skizze der mittelalterlichen Weltanschauung und deren Überwindung durch die Neuzeit hinaus, um auf verschiedene Momente hinzuweisen, die eine bedeutsame und unübersehbare Zeitenwende signalisieren. Auch wenn die Konturen dieser künftigen neuen Epoche sich noch ziemlich verschwommen andeuten und ein treffender Begriff dafür noch nicht gefunden ist, vermag Guardini doch einige Herausforderungen und Akzente dieses kommenden Zeitalters ziemlich klar zu benennen: Maßgeblich durch die Möglichkeiten der Technik verursacht ist das Problem einer Beherrschung der zweiten, vom Menschen selbst geschaffenen Natur; verbunden damit bleibt die Gefährdung des Werkes der Kultur, das ursprünglich an die vorgegebenen natürlichen Ordnungen zurückgebunden blieb; hinzu tritt mit übergroßer Deutlichkeit die Verlorenheit des Menschen selbst. Die Zeit der großen Persönlichkeiten sieht Guardini endgültig abgelaufen; nicht mehr die außergewöhnliche, überragende und einzigartige Gestalt bestimmt das Bild des Menschen. Vielmehr erscheint das Menschsein weitgehend seiner Eigentümlichkeit und Originalität entkleidet; es verliert sich in der Masse, und dabei geht seine Individualität als besondere Auszeichnung verloren. Dieser nach-neuzeitliche (also: heutige) Massen-Mensch aber gehorcht „dem Gesetz der Normung, welches der Funktionsform einer Maschine zugeordnet ist ... Er hat gar nicht den Willen, eigen in seiner Gestalt und originell in seiner Lebensführung zu sein, noch sich eine Umwelt zu schaffen, die ihm ganz und möglichst ihm allein entspricht. Er nimmt vielmehr die Gebrauchsdinge und Lebensformen an, wie sie ihm von der rationalen Planung und den genormten Maschinenprodukten aufgenötigt werden, und tut das im großen und ganzen mit dem Gefühl, so sei es vernünftig und richtig. Ebenso wie er gar nicht den Wunsch hat, aus eigener Initiative heraus zu leben. Die Freiheit der äußeren und inneren Bewegung scheint für ihn kein ursprünglich empfundener Wert zu sein. Er fügt sich vielmehr mit Selbstverständlichkeit in die Organisation ein, welche die Form der Masse ist, und gehorcht dem Programm als der Weise, ‚wie der Mensch ohne Persönlichkeit‘ in Richtung gebracht wird.“¹⁷

Diese beklemmend aktuell gebliebene bzw. gewordene Diagnose treibt Guardini noch weiter, indem er dieses qualitativ gemeinte Massendasein des Menschen sehr konkret situiert und gleichsam auf den

¹⁷ Ebd. 74f.

Punkt bringt: „Das Gefühl für das Eigensein und die Eigensphäre des Menschen, vorher die Grundlage alles sozialen Verhaltens, verschwindet immer mehr. Immer selbstverständlicher werden Menschen als Objekte behandelt, von den unzähligen Weisen statistisch-behördlicher ‚Erfassung‘ bis zu den unausdenklichen Vergewaltigungen des einzelnen, der Gruppen, ja ganzer Völker. Und das nicht nur in den Notständen und Paroxysmen des Krieges, sondern als normale Form des Regierens und Verwaltens.“¹⁸

Verloren, verwaltet, seiner selbst und vor allem seiner Originalität und Individualität beraubt erscheint das Menschsein in einer neuen Zeit, die sich für Guardini erst ankündigt, für uns heute aber längst bedrängende Gegenwart geworden ist.

Die wegweisende Kraft christlich begründeter Personalität

Gerade angesichts dieser düsteren Perspektive erscheint Guardini das christliche Menschenbild als das Rettende mitten in der Not der Zeit. Eine Neubesinnung auf die Person als äußerste, scheinbar leerste und doch entscheidendste und wegweisendste Bestimmung des Menschen deutet dabei die Richtung an. Daß der Mensch Person ist, bleibt für Guardini seine eigentliche Auszeichnung, das, was ihn heraushebt und unterscheidet gegenüber der Vielfalt der Geschöpfe und Lebewesen. Damit weist er zugleich hin auf die entscheidend religiöse Wurzel der menschlichen Personalität, denn „Person“ meint vor allem „das Gegenüber zu Gott, die Unverlierbarkeit der Würde, die Unvertretbarkeit der Verantwortung“¹⁹. Wenn Guardini deshalb betont, auch die Masse und der in ihr existierende Mensch habe noch „die Möglichkeit zur vollen Mündigkeit der Person in sich“²⁰, dann zielt diese Chance auf das Wiedererwachen bzw. Erstarken jenes spezifischen Gottesbewußtseins, das den Menschen seiner unverlierbaren und unverwechselbaren Personalität bzw. Subjektivität versichert. Der Bedrohung des Menschseins des Menschen, vor allem aber seiner Personalität und Subjektivität kann demnach letztlich nur der christliche Glaube mit seiner menschenfreundlichen Botschaft aufhelfen, denn:

„Die Personalität ist dem Menschen wesentlich; sie wird aber dem Blick erst deutlich und dem sittlichen Willen bejahbar, wenn sich durch die Offenbarung in Gotteskindschaft und Vorsehung das Verhältnis zum lebendig-personalen Gott erschließt. Geschieht das nicht, dann gibt es wohl ein Bewußtsein vom wohlgeratenen, vornehmen, schöpferischen

¹⁸ Ebd. 75f.

¹⁹ Ebd. 80.

²⁰ Ebd.

Individuum, nicht aber von der eigentlichen Person, die eine absolute Bestimmung jedes Menschen jenseits aller psychologischen oder kulturellen Qualitäten ist. So bleibt das Wissen um die Person mit dem christlichen Glauben verbunden.“²¹

Guardinis Sorge um den Menschen ist heute bedrängende Gegenwart geworden. Noch mehr als damals bleibt in unserer Zeit der „Mensch ohne Eigenschaften“ gefragt, der als möglichst unspezifisch geprägtes, austauschbares und ersetzbares Moment einer umfassend zweckrational orientierten Gesellschaft deren Bestand und Prosperität sichert. Personalität und Subjektivität scheinen nicht mehr gefragt zu sein – ja sie werden zunehmend als hinderlich im Systemdenken, als nicht systematisierbar, als systemfremdes Element betrachtet, das in einem spätaufklärerischen Bewußtsein fremd und unsinnig geworden ist. Wenn heute z. B. J. B. Metz angesichts dieser Subjektmüdigkeit, dieses „Todes des Menschen“ am Ende der Neuzeit das Gottesgedächtnis als eigentliche Kraft zur Rettung des Menschseins und seiner subjektiv-personalen Identität reklamiert²², so geht dies völlig konform mit Guardinis Grundanliegen; auch für diesen wird – und dies etwa 40 Jahre früher – die Rettung menschlicher Personalität angesichts bedrohlicher Vermassung nur im Gottesgedanken möglich, wobei dieser natürlich im spezifisch christlichen Verständnis zugrunde gelegt wird.

Überraschend und erfreulich frisch wirkt demnach auch unter dieser aktuellen Rücksicht Guardinis Wegweisung, selbst wenn sie einige Jahrzehnte zurückliegt. Ähnliche (und keineswegs schon entdeckte oder gar bereits ausgeschöpfte) Aktualität eignet noch zahlreichen anderen Gedanken in seinem weitverzweigten Werk. Mehr als einen knappen Hinweis auf die daraus erkennbare Mahnung und Wegweisung für die Gegenwart an einigen besonders eindrucksvollen Beispielen konnten und wollten diese Überlegungen nicht geben. Dennoch erscheinen sie im Rückblick als eine Art Probe aufs Exempel, die zugleich eine Einladung zu eigenen weiteren Entdeckungsfahrten in Guardinis Schriften unter dem Aspekt der Gegenwärtigkeit darstellen könnten. Guardinis Zeit – zumindest dies dürfte angesichts des Gesagten unwidersprochen bleiben – ist noch lange nicht vorüber. Vieles deutet darauf hin, daß eine eindringlichere Beschäftigung mit seinem Werk Perspektiven für Christentum, Kirche und Welt eröffnet, die gerade am Ende des 20. Jahrhunderts besondere Beachtung verdienen.

²¹ Ebd. 122.

²² Vgl. dazu neuestens Franz Xaver Kaufmann – Johann Baptist Metz, *Zukunftsähnigkeit. Suchbewegungen im Christentum*. Freiburg 1987, bes. 124-147.